

# Für Single-Haushalte ungeeignet

## Spießler unter Radikalen: Das Ledigenheim in Hamburg soll gerettet werden

Ledigenheim – was für ein sperriges Wort in einer Zeit, da Singles rund fünfzig Prozent der Großstadtwohnungen belegen. Der alte Begriff riecht nach Armut, Schweiß und Almosen. Dem entsprechend soll es in Europa nur noch eine dieser Einrichtungen geben, das Münchner Ledigenheim, erbaut 1927 von Theodor Fischer. Aber hier irrt Wikipedia: Mitten in Hamburg, hundert Meter vom „Michel“, besteht seit 1913 das „Ledigenheim Rehhoffstraße“, Teil eines Wohnblocks, der, wie mehrere andere, vor 1914 von sozial engagierten Großbürgern gefördert und von Baugenossenschaften realisiert wurde.

Fünfzehn fünfgeschossige Etagenhäuser mit 170 Kleinwohnungen und ein Ledigenheim mit 112 möblierten Zimmern – der „Bau-Verein zu Hamburg“ zog damit Konsequenzen aus der verheerenden Cholera-Epidemie, die 1892 fast zehntausend Tote gekostet hatte. Eine ihrer Ursachen waren die katastrophalen Wohnverhältnisse; was heute als romantisches Gängeviertel bejubelt wird, löste seinerzeit erst durch eine Flächensanierung Jubel aus.

Die Ersatzbauten von damals, fast unverändert und inzwischen unter Denkmalschutz, sind keine großartige Architektur. Wilhelm Behrens und Ernst Vicenz arbeiteten dem Hamburger Reformstil entsprechend in rotem Backstein, wie er vor und nach dem Krieg gepflegt wurde. Auch der Bautypus Ledigenheim war so neu nicht – Seemannsheime für Matrosen gab es schon längst. Sie waren meist von christlichen Missionen getragen, die Seeleute vor Ausbeutung und Alkohol bewahren wollten. Die Anlage in der Rehhoffstraße dagegen war konfessionell ungebunden und nicht berufsspezifisch orientiert, wenn auch Seeleute dort gern wohnten.

Behrens und Vicenz integrierten ihr Ledigenheim in den Baublock, hoben ihn aber mit einer markanten bugartigen Großform als Sonderteil hervor. Auch die im Gegensatz zu den Rechteckformaten des übrigen Blocks rundbogigen Fenster- und Türöffnungen des Erdgeschosses betonten die Selbständigkeit; ebenso ein schlichtes Relief, das zwischen den Fensterreihen der drei Obergeschosse verlief.

Bis heute funktioniert das Ledigenheim für seine (momentan) neunzig Bewohner. Nachfrage ist vorhanden, der älteste Bewohner lebt seit fast fünfzig Jahren dort. Viele andere nutzen nur für ein paar Monate die möblierten acht Quadratmeter mit Zentralheizung, Waschbecken im Zimmer, einer Dusche und einer Toilette pro Etage.

Ein Quadratmeter weniger als eine zeitgemäße Gefängniszelle – das tut man sich freiwillig an? Schon, wenn man außerhalb wohnt, einen Job in der Stadt hat und deshalb ein Zweitzimmer praktisch ist. Oder weil man nur auf Zeit in Hamburg arbeitet. Oder sich nur das eine Zimmer leisten kann – rund die Hälfte der Bewohner sind Rentner.

In früheren Zeiten fanden die Bewohner des Ledigenheims eine intakte Ge-

meinschaft vor, von der regelmäßigen Reinigung über einen Wäschedienst bis zu Gemeinschaftseinrichtungen wie Küche mit Speisesaal. Sogar eine Bibliothek gab es, und einen Pförtner, der für das Gefühl von Sicherheit sorgte. Das gesamte Erdgeschoss diente diesen gemeinsamen Zwecken und war entsprechend aufwendig mit Holzgetäfelten Wänden gestaltet.

Vor einigen Jahren gab der Bau-Verein, inzwischen Tochter eines Immobilienkonzerns, die Gemeinschaftsräume auf und vermietete sie separat. Dann, im Jahr 2009, wurde das Haus an einen dänischen Investor verkauft, der es möglichst gewinnbringend vermarkten wollte – Hamburgs Innenstadt ist längst ein hochlukrativer Immobilienstandort.

Die Wende kam mit einer Gruppe von Studenten der Hamburger Kunsthochschule, die sich im Ledigenheim einmietete, um gemeinsam zu arbeiten. „hamburgerzimmer“ nannten sie sich. „Ziel war neben dem interdisziplinären Austausch die Aneignung und Erforschung der gegeb-

kunst, arbeiten zum Gelderwerb gerade so viel, dass sie etwa auf den Hartz-IV-Satz kommen und erledigen das Übrige ehrenamtlich.

Inspiziert von Josef Beuys und dessen Maxime, die Kunst als „umfassende schöpferische Umgestaltung des Lebens“ zu begreifen, versuchen die beiden, das Ledigenheim als soziale Institution ohne Profitstreben zu erhalten. Mit vorläufigem Erfolg: Der Investor hat inzwischen die Lust am Objekt verloren. Dass der Bezirk die Umwandlung des Heimes in Eigentumswohnungen untersagte, half beim Vorhaben, das Heim zu bewahren. Und die „soziale Erhaltungssatzung“ von St. Pauli bot die rechtliche Grundlage.

Alles andere als ein profitbesessener Geschäftsmann, ist der Investor nun bereit, das Haus wieder zu verkaufen. Mehr noch: er stiftete sogar für die neue Stiftung als potentiellen Träger des Heims 25000 Euro. Das Eigenkapital für eine Bankfinanzierung in Höhe von 600000 Euro wird noch gesucht, die Renovierung



*Hundert Jahre wie ein Tag: Hamburgs Ledigenheim ist noch immer da. Und wie schon 1913 hebt es sich als Paradebeispiel des damaligen Hamburger „Reformstils“ mit seiner bugartigen Gestalt und dem rundbogigen Eingang von der schlichteren Bebauung in der Nachbarschaft ab.*

Foto Kähler

nen Strukturen und des Ortes und der Versuch, diese räumlich, strukturell und ablauftechnisch sinnvoll zu verändern“, schrieben sie in schönstem hochgestochenen Studentenkauderwelsch.

Inzwischen gehen die meisten damals Beteiligten einem seriösen Gelderwerb nach. Aber zwei blieben übrig, die in dem zerfallenden Ledigenheim eine Aufgabe sehen: Antje Block und Jade Jacob, beide Anfang dreißig und, wie sie sagen, „Spießler unter den Radikalen“, versuchen seit zweieinhalb Jahren das Ledigenheim als Institution zu retten.

Die gelernten Industriedesigner sind der Meinung, es müsse neben dem Entwurf von Milchaufschäumern und Ähnlichem noch etwas anderes geben. Sie sehen ihre Arbeit heute irgendwo zwischen sozialem Engagement und Gebrauchs-

des Hauses mit der Restaurierung der Erdgeschoss-Gemeinschaftsflächen ist geplant, steht aber noch in weiter Finanzierungsferne.

Träger wird eine gemeinnützige „Stiftung Ros“, deren Satzung soziale und gemeinnützige Konstanz garantieren soll. In ihrem Beirat sitzen Politiker des Bezirks Hamburg-Mitte, der das Projekt politisch unterstützt, aber auch der Hauptpastor der Michaeliskirche. In die Initiative sind die Bewohner des Heimes eingebunden. Momentan verhandeln die beiden „Abenteurerreisenden im wirklichen Leben“ mit Stiftungen, Politikern, und Banken, als ob sie nie etwas anderes getan hätten. Für Antje Block und Jade Jacob ist das die untrennbare Einheit von Arbeit und Leben. Großartig, wenn man so etwas gefunden hat.

GERT KÄHLER